

Mein kaputtes Heldentum

Katharina Körting



Die Deutsche Bibliothek verzeichnet diese Publikation
in der Deutschen Nationalbibliografie.
Detaillierte bibliografische Daten sind im Internet
abrufbar unter
<http://dnb.d-nb.de>

1. Auflage April 2019
© 2019 Marta Press UG (haftungsbeschränkt),
Hamburg, Germany.
www.marta-press.de
Alle Rechte vorbehalten.
Kein Teil des Werkes darf in irgendeiner Form (durch
Fotografie, Mikrofilm oder andere Verfahren) ohne
schriftliche Genehmigung des Verlages reproduziert
oder unter Verwendung elektronischer Systeme
verarbeitet, vervielfältigt oder verbreitet werden.
© Umschlaggestaltung: Niels Menke, Hamburg
Printed in Germany.
ISBN 978-3-944442-19-8

*Die Wirklichkeit muss entdeckt und entworfen werden.
Die Dinge müssen lernen, die Dinge nicht mehr im
Medium jenes Gesetzes und jener Ordnung zu sehen, das
sie geformt hat; der schlechte Funktionalismus, der unsere
Sinnlichkeit organisiert, muss zerschlagen werden.*

Herbert Marcuse

Ich höre der Gegenwart zu, wie sie Bedeutung enttarnt, eine nach der anderen: Ich erzähle keine Geschichte – ich erzähle Gedanken.

Eltern

*Wäbntest du etwa,
Ich sollte das Leben hassen,
In Wüsten fliehen*

J.W. von Goethe

I

Meine Eltern haben eine dysfunktionale Tochter, und das bin ich. Wenn ich „ich“ schreibe, also von „mir“ rede, ist damit ein beispielhafter Mensch gemeint. Ein Exemplar. „Ich“ bringt rüber was „man“ nicht könnte, weil es zu allgemein wäre, während ein bestimmter Name, meiner zum Beispiel, zu speziell wäre. „Ich“ ist beides: allgemein und besonders [nicht beliebig!]. Was ich schreibe, ist unmittelbar wahr oder falsch, weil es eine Behauptung ist. Jeweils.

II

Ich funktioniere so gut, dass ich vergesse, wer ich bin. Dann falle ich aus: Ich ticke zu schnell.

Die Schnelligkeit um mich herum spiegelt sich in meiner eigenen, beide blenden mich. Verblendet funktioniere ich. Manchmal tut es gut, meistens tut es weh. Wie bei jedem Helden. Ein Strom von Traurigkeit, der nie versiegt.

Ich schwimme, ich treibe, ich leg ihn nicht trocken. Ich eile, ich renne, ich hetze, ich greife. Kein Handgriff, kein nicht gelesenes Buch enden diesen Fluss. Immer ist er auf zu neuen Meeren: daheim.

Alles, was ich *mal eben* erledige, scheinbar leicht und immer flink, in mir selbst voraus-eilendem Gehorsam, jeder meiner inneren Stimmen gefallen und gehorchen zu wollen, hinterlässt Spuren. Bleibende Leerstellen, Zeuginnen der Achtlosigkeit. Nie kann ich jede Stimme erhören, immer schreit mindestens eine weitere mir zu, mich an, oder flüstert, *das fehlt doch noch, da ist noch was*. Auch ihre künftige Spur ist in meine Knochen geritzt, wird in meine Seele gestrichelt, von mir selbst oder ich weiß nicht, von wem eigentlich, mit Hammer und Meißel, geleugnet von meinem Geist, doch immer, im Grunde, gewusst.

Werde ich krank, wie jetzt, zeige ich es nicht, darf es nicht sein. Krank bin ich niemandem recht. Meine Mutter war Ärztin, wir Kinder hatten gesund zu sein. Gesund heißt funktionsfähig. Wie soll ich all die Vergangenheit in die Zukunft schleppen?

Die stimmbrüllenden Imperative verhindern jeden Hort.

Da schreib ich „Ich bin ein Tau, das ich nicht lassen kann. An beiden Enden zieht jemand, ich, oder du, immer ich, und du, und nie reißt es.“ Das ist meine Krankheit. Sie schreibt sich selbst.

Dies gilt es, nüchtern, festzuhalten. Das einzige, das anhält: der schwarze Buchstabe auf dem weißen Papier, eingespannt in die mechanische Schreibmaschine, strom- und flimmerfrei, ohne Korrekturprogramm, ohne 50.000 Stimmen im Hintergrund, nur das Klackern nachvollziehbarer Tasten vor mir, deren Funktionsweise sich arglos offenbart, manchmal etwas Öl verlangt, ein Staubtuch, einen freundlichen Blick, eine neue Farbspule. Da zappeln sie, die metallenen Stanzen, eingespannt in diese Illusion: den Nagel auf den Kopf treffen. Sich beim Schopf packen und ziehen, ziehen, ziehen – doch wohin? Wohin?

Ich ziehe.

Von innen reißt es, zerreißt jedoch nie.

Immer ziehe ich weiter, denn ich bin dysfunktional, was sollte ich anderes tun, anderes sein.

Ich treffe stets den Nagel auf den Kopf, und der Nagel bin ich. Er steckt tief im splitternden Holz, doch nie bricht es. Der Regen hält es feucht, es verwittert nur.

Ich stelle mir vor, eine Bank zu sein, draußen im Park, mit Blick auf den See. Eine Bank blickt ja nicht, aber in der Richtung steht die Bank. Zum See hin. Wie schreibt man das. Was weiß man schon. Eine Bank mit Blick auf den See und Geschichte. Auf meinem Holz haben schon viele Zigaretten ihr Dasein ausgehaucht, ich trage bunte Wunden davon, und unerquicklicher Alkohol von

der Sorte, der laut macht, fasert in mir. Ich sage nichts dazu, auch nicht, als sie mich auf das Eis stellen, im Winter, und die Nacht dort stehen lassen. Mein anderes Ich geht hin und sieht es, geht zum See und sieht es, doch traut sich nicht, mich zu retten vorm Tauen.

Ich sinke. Unwiderrufflich. Nun leiste ich den Fischen Gesellschaft, die Schwäne reiben ihre Flossen an mir, es gluckert, und nirgendwo tickt eine Uhr. Auch nicht in mir. Die Stimmen sind weit entfernt, sind fast so verstummt wie ich.

Aber ich bin keine Bank und weiß das auch, denn ich bin ja nicht blöd, nur dysfunktional. Also irgendwie *behindert*. Anders. Es gibt viele, die machen sich über „Behinderte“ lustig, weil sie nicht darüber nachdenken möchten, wie behindert sie ihr eigenes Leben leben, indem sie funktionieren wie geschmiert. So wie ich, aber mir geht die Schmiere aus, und ich tue beides: funktionieren und mir dabei Sand ins Getriebe streuen. Diese Buchstaben, ausgestreut auf der Bank, mit Blick auf den See und Geschichte. Zum Ausruhen.

Vielleicht bin ich doch eine Bank. Es wäre ein Spiel.

III

Der Vater parkt in der zweiten Reihe, um in Bruchteilen von Minuten seinen Vaterpflichten nachzukommen [Geburtstag, Weihnachten, Wiegehtesdir]. Die Antwort auf Wiegehtesdir würde

zu lange dauern für die zweite Reihe. Ich kann sie ihm nicht geben. Manchmal habe ich es versucht, aber er hört nicht. Die Antwort auf Wiegehtesdir würde ihn überfordern. Wir verweigern einander die Antwort auf Wiegehtesdir, seit ich denken kann. Er ist ein Getriebener wie ich. Sein schlechtes Gewissen wiegt schwer, nehme ich an. Das tut mir leid. Ich will es ihm leichter machen, indem ich noch besser funktioniere. Keine-UrsachePapaallesistgut. Einmal, als ich krank liege – das passiert mir eigentlich nie, aber manchmal eben doch – kommt er unangemeldet mit Blumen. Das ist gleichzeitig kostbar und peinlich. Zur Geburt meiner Kinder brachte er auch Blumen. Auch peinlich. Ich habe keinen Erfolg in dieser Welt, sondern im Gegenteil, und auch nicht Geburtstag, sondern ich bin krank. Funktioniere nicht! Er versucht, sich wie ein nicht Getriebener zu verhalten und mein kaputtes Heldentum zu übersehen. Das fällt ihm nicht so schwer, denn er schaut seine Töchter nicht an. Er schiebt sich selbst immer dazwischen, sein Sicherheitspuffer. Vielleicht fürchtet er den freien Raum zwischen sich und einem anderen Menschen, in dem Begegnung stattfinden könnte: das ungerichtete Dazwischensein, das nur in der Freiheit entstehen kann, etwas geschehen zu lassen. [Ich weiß es nicht.]

IV

Meine Töchter ziehe ich weitgehend allein groß. [Ich hoffe, dass ich nicht zu sehr ziehe.]

Ich habe sie früh in die Krippe gegeben, die erste mit neun Monaten, die zweite mit einem Jahr. Das war vermutlich gut für uns drei, aber ich habe gar keine Alternative überlegt und weiß nicht, welche Stimmen mir gesagt haben, dass ich alles auf einmal und möglichst ohne belastet zu wirken, *schaffen* muss. Sicherlich die Mutterstimme und die Vaterstimme, aber auch allerlei andere Stimmen. Frauen müssen arbeiten und Kinder haben. Der Vater meiner Töchter funktioniert nicht, zu früh hat man ihm eingetrichtert, dass er es muss, aber nicht kann. Dass er unfähig sei. So wurde er unfähig. An mir lässt er es aus. Ich hänge die Wäsche falsch auf und ticke auch sonst nicht richtig, sagt er. Ich trenne mich, bevor wahr wird, was er sagt.

Meine Töchter werden Trennungskinder wie ich. Die Kleine bekommt Asthma und spricht spät. Ihr Vater zieht uns nach, zieht ins selbe Haus, zetert noch lange in meinen Ohren, gelernt ist gelernt. Erst spät beginne ich zu sehen, dass er schwer krank ist, dass ich mich aber davon nicht auch noch anstecken lassen muss.

V

Viele Leute in meiner beruflichen Umgebung lästern gern, am liebsten über Kunstmacher.

Es fuchst sie, dass andere Geld dafür kriegen, nicht zu funktionieren, während sie selbst sich bemühen, in jeder Hinsicht zu funktionieren. Sie mögen Kunst, aber die Kunstmacher müssen berühmt oder tot oder besser noch beides sein, um ihre unironische Anerkennung zu erhalten: Wenn ihr Ruhm bewiesen hat, dass sie ihnen nicht *umsonst* Aufmerksamkeit schenken. Wenn das Risiko tot ist, oder jedenfalls unsichtbar. Das Risiko, das ein Kunstmacher auf sich nimmt, einfach, indem er lebt und arbeitet, wie er es nicht anders kann, die Gefahr des Scheiterns noch deutlicher als andere täglich vor Augen, in den Händen. Dieses Risiko ist vielen Leuten unheimlich. Sie fühlen sich davon bedroht, mutmaßlich, oder die Kunstmacher erinnern sie an eine andere Möglichkeit, die sie selbst [ich spekuliere], mühsam genug, von sich abgestoßen haben, um gut funktionieren zu können. Nähmen sie Kunst und Kunstmacher ernst, mit Herz und Sinnen und Geist, wäre ihr eigenes Funktionieren bedroht. Sie leben ihr fragloses, joviales Leben auf Kosten der Kunstmacher, über die sie sich lustig machen. Sie glauben, sie müssten das tun, *vielleicht* glauben sie das. Vielleicht denken sie aber auch gar nicht darüber nach.

Das Lästern über Kunstmacher, das Nichtdarüberreden und das Nichtdarübernachdenken sind Gründe, warum ich kündigen werde. Ich weiß das, lange, bevor ich es tue.

VI

Wenn ich etwas nicht verstehe, frage ich. Wenn ich Angst habe, tue ich. Wenn ich weine, schreibe ich. Wenn ich Erfolg habe, weiß ich nicht.

Ich weiß, dass ich sterben werde und kann es mir nicht vorstellen. Es ist ein täglicher Gedanke, der mir hilft, der Lebensstatsache ins Auge zu schauen [sozusagen, denn da ist ja kein Auge, nur, wenn es zu glauben gibt, ein Geist, eine Liebe, ein Fernes, eine Nähe, aber was heißt nur? Nichts!].

Ich bin krank und trinke Kamillentea und kann mich nicht ausruhen. Auch im Schlaf zerre ich an den Gedanken meiner ausgewachsenen Dummheit, lasse nicht ab von dem Puzzle, als wüsste ich nicht genau, dass nicht nur ein Teil fehlt. Und nicht nur die Vollständigkeit. Ich kann mich nicht ausruhen.

Warum?

Wenn ich etwas nicht weiß, schreibe ich. Eigentlich müsste ich den ganzen Tag schreiben, und die Nacht auch, denn in der Nacht werden die Worte magisch, in der Nacht hallen sie in meinem Herzen, und manchmal weiß ich in der Nacht ganz genau, was ich sofort beim Aufwachen wieder vergesse: den Grund. Oder das Ziel. Oder mich. Wie es besser ginge, auch mir. Und was ich tun und lassen müsste, um – was?

Was ist Erfolg? Lässt er mich nicht ausruhen? Darf ich ohne ihn nicht sein?

Kann ich verhindern, dass seine Geier sich in meinem Haar einnisten? Kann ich ihnen mit Hilfe dieser mechanischen Schreibmaschine entkommen – oder holen sie mich auch hier ein? Sitzen sie in den Buchstaben, die ich so unabhängig brauche, und die von so vielem abhängig sind?

VII

Als Kinder lebten wir, die Schwester und ich, in einer Gewitterwolke aus Sex. Ich führe diese Wolke mit mir, ziehe ihre Schwere hinter mir her wie einen missratenen Fluss. Trage sie unter der Haut, ein leiser Puls. Ich will darüber nicht weinen und kann es auch nicht. Woher sollte ich die Tränen nehmen? Ich will nicht weinen, sondern schreiben.

Wie ich da lag, einmal oder oft oder immer, im Bett meiner Mutter. Ein großes Bett in einem riesigen Raum, von vielen Seiten zugänglich, offene Türen, Fenster ohne Vorhänge. Ich lag, sie lag, der Mann kam dazu, der vögelte und schlug. Manchmal vögelte er nur, manchmal schlug er nur, manchmal abwechselnd. Meine Mutter erklärte, dass sie ihn liebte. Ich hasste ihre Liebe. Sie liebte es, wie er grob in sie drang und stöhnte dazu und schickte mich nicht fort, sondern strich mir über die Hand, immer hin und her, über meine Haut, drang in mich mit ihrer Lust, die mir Angst machte, von der mir schlecht wurde, die mich

erregte, so dass ich mir ekelig wurde wie, Jahre später, die Mutter.

Ich schaute nicht hin, sondern lauschte, gegen meinen Willen wahrscheinlich. Hielt ich die Augen geschlossen? Oder hatte ich sie halb offen? Sah ich die Bettwäsche, die Decke, wie sich die Stoffe bewegten in einem Rauschen? Hörte ich die Hitze jener Körper, die sich – gegen meinen Willen?–, mit meinem verbanden, ohne mich zu beachten? Wurde ich mitbehandelt?

Die Gewitterwolke platzte nie, durfte es nicht. Als Kinder fielen wir in diese Wolke und lernten, in ihr zu schwimmen, in der Angst, dass mit uns das Falsche passierte, jeden Moment passieren konnte, dass etwas Schlimmes eintreffen würde, über das man auf keinen Fall sprechen durfte, nicht mal mit sich selbst.

Ich sprach mit meinem Schreibheft über andere Dinge, erfand Geschichten. Meine Schwester schien unberührt von dem, was war, träumte sich fort in unerreichbare Welten.

Ich erinnere mich nicht. Was war?

Griffe und Wärme und das Fehlen von Sprache und das Übermaß an Worten und Begriffen über Sex, die die Wolke nährten, andickten, dunkler machten. Vögeln, sagte meine Mutter, sie liebte es, dieses Wort auszusprechen, so dass es mir widerlich wurde, obwohl ich Vögel gern habe, besonders Enten. Sie können schwimmen und nehmen die Dinge nicht so

wichtig. Wenn sie sterben, sterben sie, und vorher schwimmen sie. Enten vögeln nicht. Enten haben keine Geschichte, die sie mit sich herumschleppen. Enten haben Küken, die hinter ihnen her wackeln.

In der Schule sagten sie bumsen, manche auch ficken. Mit der Freundin spielte ich Ficken und nahm Hörspiele auf. Wir stellten uns vor, wie wir sie beobachteten, rieben uns dabei aneinander und verhehlten einander unsere Geilheit dabei. Noch während ich dies schreibe, juckt mich jene geheime Lust der Beobachterin. Mit jedem Sexspiel verhinderten wir, die Wolke zur Sprache zu bringen: Wir verleibten sie uns ein, schluckten mit wimmerndem Kichern. Und schwiegen laut.

Stickig war es. Wenn er kam, drohte die Wolke zu platzen, es regnete Schläge und Blut. Sofort ballte sie sich in meinem Magen zusammen, als wäre dies ihr angestammter Platz, eine dicke Kugel, ungreifbar, ein Gewicht, das mir die Mundwinkel nach unten zog, mich ablenkte von dem, was hätte sein können. Ich? Was war?

Ich lernte, meinen Augen und Ohren nicht zu trauen, denn wenn ich das getan hätte, hätte die Wolke mich in sich begraben, mich aufgesogen, wie den Wein, den die Mutter schluckte, jeden Abend. Auch dieses Schlucken durfte ich nicht sehen, durfte nicht sein. Ich musste glauben, was sie mir nicht mal sagten: „Sag nichts!“

Was immer sonst geschah, an „Gutem“, „Wichtigem“, an „Unterstützung“, all das Lachen,

all die Sätze und Gesten, die zu lieben vorgaben – als Kinder wussten wir, dass nur die Gewitterwolke wahr war. Nur sie hatte Bestand. Sie degradierte alles andere zu Lügen. Schleppte eine Scham in mein Herz, für die ich keine Worte hatte, denn ich hätte nicht stillhalten dürfen wie ein furchtsamer Gott, eingefroren in meiner Angst. Die Scham sitzt so tief, dass ich mich selbst mit ausreißen müsste, um sie loszuwerden. Also behalte ich sie: die Scham, da gewesen zu sein, in der Wolke. Die Scham, verfehlt worden zu sein.

In der Gewitterwolke war kein Platz für ein Kind wie mich, doch musste ich mich an sie halten, mich an ihr festhalten, vergeblich, mich in ihr aufhalten und aushalten, nur dort war Zuhause, nur dort war die Mutter, die uns mit ihrer Lust fütterte. Den Mann, der sie schlug, nahmen wir in Kauf, natürlich, wie ihre Hand, die sie in ihrem Schoß rieb, Sex-Worte sagend, die ich nicht hören wollte, was sie spießig fand, wie ihre Hand, die sie mir an die Ohren legte, dass es in ihnen gellte. Der Geruch ihrer Hand war mir abstoßende Heimat.

Draußen standen an jeder Straßenecke Exhibitionisten, die ihre Penisse schwenkten und dabei auf eigentümliche Art unglücklich aussahen. Sie stellten ihr Unglück aus, oder ihre Wut, drängten sich in die Wolke wie die halben Geschichten und ganzen Streitereien über Sex, über Vergewaltigung.

Einmal wäre es fast passiert. Ein Freund des Schlägers versuchte, meine Mutter zu vergewaltigen. Ich stand dabei. Ich sagte nichts. Sie konnte ihn allein abwehren. Ich war starr, blieb unfähig. Nie sprach sie übers Schlagen, übers Geschlagenwerden, hielt diesen Teil unter Verschluss, bis heute stopft sie ihn in die Gewitterwolke und gebietet ein unvollständiges Vergessen dessen, was war.

Was war?

Sitzen in der Badewanne, Schaum, die Eltern noch nicht getrennt, ich fünf oder sechs, die Schwester zwei Jahre jünger. Sie warnten uns vor den bösen Männern draußen, während wir nackt in der Wanne saßen. Das Fotobuch im Kinderzimmer war voll mit nackten Menschen, die sich berührten. Die Fotos machten mich heiß, beunruhigten mich aber auch, denn wo sollte das hinführen? Die Hitze führte direkt zu dem Mann, der schlug. Sie warnten uns vor dem, was wir täglich vor Augen hatten. Nie mitgehen, hieß die Losung, egal, was die bösen Männer versprächen. Nie wäre ich mitgegangen. Meine Schwester hat nicht gehört. Sie folgte einem bis in den fünften Stock, weil er ihr eine Katze versprach. Oben griff er nach ihr, doch sie entwischte. Hat es niemandem gesagt. Erst viel später hat sie mir davon berichtet.

Die Wolke begleitet uns wie die Gotteswolke das Volk Mose. Weist uns den Weg in die

Vergangenheit, nachts und am Tag, nie spricht sie ein Wort, offenbart nichts, als müsse ich selbst die richtigen Schlüsse aus ihr ziehen.

Was war?

Vergebliche Liebesmüh zog ich aus ihr, denn die Liebe gelingt mir nicht, ich hängte mich an Fremde und verbot mir Vertrauen, denn was mir fehlt, ersehne ich vergebens, es ist zu spät. Ich wanderte durch die Zukunft, nahm Unsagbares vorweg und kam nie in der Gegenwart an, sondern blieb in der Gewitterwolke, in ihrem Dräuen, zog los, blieb, zog los, blieb. Gebe mich dem, was ich kriegen kann und lerne, die Trauer auszuhalten.

Manchmal weine ich um mein Leben, das ich retten muss bis zum Schluss und sehe das Glück in den Augen von Enten, in Blättern am Baum, in Sternen, in Büchern. Ich rieche es im Regen. Es liegt offen vor mir, unter meinen Füßen verteilt, ich gehe sicher darauf und danke, auch für die vergebliche Liebesmüh. Nur nicht für die Sehnsucht, eine andere zu sein, denn diese Sehnsucht lügt.

Was war?

Was wäre gewesen? Ich?

Ein Nebel. Ein Dolch. Ein Kind ohne Eltern. Ein geborgenes Wesen. Ein Geist.

Als Kinder waren wir von Exhibitionisten umzingelt, meine Mutter gehörte zu ihnen, wenn sie sich rieb, wenn sie ihre Hörigkeit zum Abenteuer umlog und die Liebe in Schlägen

empfang, wenn sie sich verwunden ließ, in aller Öffentlichkeit, ohne dass auch nur ein Mensch das Offensichtliche aussprach. Die Exhibitionisten bargen sich in der Wolke, liehen ihre Macht, taten so, als ginge es um etwas anderes, als ginge es um uns, gaben sich keine Mühe, Worte zu finden für das, was nach Worten schrie: Unser Ausgesetztsein als Kinder.

VIII

Krank gehe ich spazieren. Ich bin schlapp, aber ich will mich bewegen, um nicht dicker zu werden. Dicker werden bedeutet Disziplin- und Kontrolllosigkeit. Dicker werden ist gefährlich wie jede Krankheit. Auch der Körper – gerade er! – unterwirft sich dem kaputten Heldentum. Unterliegt. Manchmal gewinnt er auch, aber jetzt gehe ich spazieren. Jetzt stehen die WECHSEL-JAHRE an. Der Körper wechselt sich aus. Er wird rund in der Mitte. Mein Geist folgt ihm noch nicht. Mein Geist will, dass er schlank ist, „jung“ aussieht, aber mein Körper ist stärker. Mein Körper weiß, was ich bin: 49 Jahre alt, einige Kilos schwerer als zu der Zeit, als ich mir JEDE Nahrung missgönnte, misstrauisch, immer noch, aber lernfähig.

Die Spatzen und Enten picken am Teich, wieder habe ich Brotkrumen vergessen, schon letztes Mal hatte ich sie ihnen versprochen. Halme, die blassen, geben trotzdem eine verwurzelte

Leichtigkeit, eine Geborgenheit, als dürfte ich ein Teil sein vom Stehen und Wiegen und Säen, vom Werden und Verkommen, über mir der tiefe feuchte Himmel. Es ist, als tränke ich denselben Regen: Man lässt mich.

Ich liebe dieses Brandenburger Land, das sogar in Berlin zu finden ist, am Schloss Charlottenburg. Die Halme, die Trockenheit, die Ehrlichkeit, das Licht. Ich spiele mit dem Gedanken, mich da draußen niederzulassen, in Brandenburg-Preußen, mich nicht mehr hetzen zu lassen vom Außen, weil mein Innen ausreichend [nicht zur Genüge!] treibt. Aber wo? Und mit wem? Und wie?

Im Grunde bin ich wie jeder Mensch: Ich tue, was mir gesagt wird und noch einiges darüber hinaus, was ich mir selber sage. Ich tue eher mehr als weniger, und je mehr ich tue, desto heftiger quält mich die Gewissheit, es sei nie genug. Natürlich ist es nicht genug!

Genug ist der Halm am Ufer, genug ist die Ente am Hang. Genug ist, was nichts tun muss, um zu sein. Ich muss tun und darf doch nicht sein. Ich darf mich nicht ausruhen. Es ist absurd, aber logisch wie der Rest der Welt. Obszön ist es auch. Unanständig mir selbst und dem Leben gegenüber. Maßlos.

Ich habe vier Kinder, ich gab und gebe mir unendlich viel Mühe mit ihnen. Am meisten bemühe ich mich, der Möglichkeit auszuweichen,

es sei genug. Ist das ein Geburts- oder ein biografischer Defekt oder allgemeines menschliches Versagen „unserer Zeit“? Nie genug zu tun, nie genug zu sein, nie genug zu haben, immer weiter zu schaben, zu kratzen, zu ackern, zu eilen.

Als Mutter wird man ständig unterbrochen. Jetzt sind die Kinder größer und ich unterbreche mich selbst bei allem, was ich tue. Springe auf, weil mir etwas in den Kopf kommt. Das notiere, hole, recherchiere, organisiere oder erledige ich *mal eben*. In der Zeit des Mal-eben können kostbare Gedanken nicht reifen, kann kostbare Ruhe nicht andocken. So habe ich das gelernt, von beiden Eltern und aller Umgebung: Alles muss schnell gehen. Damit man zum Wesentlichen kommt. Das Wesentliche: Noch schneller Dinge erledigen, noch schneller wachsen, noch schneller Erfolg haben, schneller als die anderen sein, schneller, schneller, schneller, als sei einem der Teufel selbst auf den Fersen. Der Teufel: Geborgenheit, Ruhe, Seindürfen. Das ist der Teufel. Diesen Teufel fürchtet mein Vater, fürchte ich, mehr noch als seine und meine Erfolglosigkeit. Erfolglosigkeit kann sich in jeder Sekunde einstellen, unabhängig davon, was man schon alles *geschafft* hat.

Ist es ein „Zeitphänomen“? Soziale-Rotzwerke-verstärkt? Vernetzungsfieber? Klügere oder zumindest noch deprimiertere Autoren schreiben von *Müdigkeitsgesellschaft* und strukturell verhin-derter *Resonanz*. „Wir“ machen uns selbst fertig,

und dann kaufen wir Ratgeber von unseresgleichen, die uns erklären, wie wir mit uns Wracks umgehen sollen. Ich schreibe keinen Ratgeber, weil jeder Ratgeber zu kurz greift und in die Falle tappt: [SELBSTOPTIMIERUNG. ANPASSUNG. FUNKTIONIEREN. SICH HERVORTUN. BESONDERS SEIN. EXCEL]

Erstmal müsste man eigentlich sehen, was ist, bevor man an Symptomen herumdoktert. Die Symptome kann man gar nicht genug beschreiben. Ich erlebe: Übelkeitsindividualismus. Versagensangst. Ich kann mich nicht erinnern, dass das je anders war, dass ich anderes erlebte [außer kurze Rauschzustände, wenn doch mal etwas gelang und ich in der Lage war, mich zu überzeugen, dass etwas gelang, weil ich die äußere Bestätigung dafür bekam: eine gute Note, ein Lob, Geld, ein Kind – ein Kind? Ist ein Kind eine äußere Bestätigung für Erfolg? Oder eine innere Notwendigkeit? Oder gar nichts von beidem? Ich hoffe, nichts von beidem, sondern alles, was zählt.

Die Befriedigung, zum Beispiel, durch eine gute Note, war in Wahrheit keine, sondern weiterer Antrieb, erneuter Beweis, dass es nicht reicht, denn es geht immer noch besser, immer geht es besser, und nie ist es gut]. Von innen ist es nie gut, und außen sieht es sowieso furchtbar aus. Krieg droht. Atombomben. Überschwemmungen. Außen ist es graulich. Innen ist es kalt. Und umgekehrt. Da sollte wohl ein Zusammenhang

bestehen. Warum spricht niemand darüber? Warum sprechen „Wir“ nur darüber, wie wir noch besser werden und uns ab und zu vom Besserwerden ausruhen können, um danach noch besser zu werden? Egal, wie alt wir sind. Egal, wie jung wir sind. Egal, wer wir überhaupt sind, Hauptsache mehr, besser, weiter, wachsen, optimiert. Das Optimum sollen wir herausholen aus dem Leben. Was für eine Zumutung. Und was für ein Unsinn, ist doch das Leben – jedes Leben! – als solches ein Optimum. Ein Geschenk. Ein nicht zu überbietendes Glück.

Ich habe Versagensangst als Mutter, Versagensangst in „Beziehungen“, die schon lang nicht mehr Liebe heißen, Versagensangst „im Job“, der nicht mehr Beruf heißt. In allem, was mir wichtig ist und wichtig zu sein hat. Ich habe gelernt – wie? – dass ich das Versagen noch mehr zu fürchten habe als den *Erfolg*. Ich mache mich lächerlich nass damit. So viele Handtücher gibt es gar nicht, ich schwitze sie alle durch vor Angst, dann wasche ich sie, und auch davon schwitze ich. Glücklicherweise mag ich Schweiß.

IX

Angst ist wie Herpes: Hat sie dich einmal erwischt, kommt sie immer wieder. Herpes habe ich nicht.

X

Dies zu schreiben, was voraussichtlich niemand außer mir lesen wird, kostet mich viel Überwindung, und doch ist es Notwehr. Ein Reflex: Ich wehre mich selbst ab. Ich setze mich hin und schreibe an diesem Suchen, jeden Tag ein Stück. Jeden Tag eine Schreibzeit auf der Suche danach, was „Erfolg“ ist, warum ich *etwas erreichen* will und, mehr noch, etwas erreicht *haben* will, als wäre ich nur dann etwas wert. Warum ich das brauche. Oder was ich vielleicht verwechsle. Die Frage steht in meinem Kopf wie ein Grenzbalken: *Bis hierher und erst weiter, wenn du klarer bist.*

Zu lange schon bin ich im Unklardunkel umhergeirrt, fremdbestimmt, vielleicht, vielleicht aber auch nur gnadenlos selbstbestimmt, einem Etwas hinterherhetzend, von dem ich nicht mal weiß, was es ist.

Warum tue ich, Exemplar einer Spezies, mir das an? Warum verbiete ich mir, glücklich zu sein?

„Erfolg“ scheint sich dadurch auszuzeichnen, dass ich ihn nie habe: etwas, das mich antreibt, immer mehr zu geben, zu sein, zu tun, zu leisten – und zwar mehr, als ich habe, kann und bin! Die Mohrrübe vor dem Maul des ausgelaugten Esels. Ich schnappe und schnappe und komme nicht ran. Ihr Duft füttert die Stimmen im Kopf, ihr Anblick lässt mir das Wasser im Mund zusammenlaufen, das ich unwillig wegwische, mit dem Handrücken, scheinbar nebenbei. Der Ab-

stand zum goldorangefarbenen Glück bleibt immer gleich groß. Oder gleich klein. Glück? Ich habe „Glück“ geschrieben. Vorhin schon, heimlich. Was hat Erfolg mit Glück zu tun? Ist es so, dass ich meine, erst oder nur glücklich sein zu können, wenn ich Erfolg *habe* bzw. erfolgreich *bin*?

Ich versuche, mich zu erinnern, wie das ist, glücklich zu sein, und wann ich es war. Es ist unberechenbar, aber es trifft nicht unbedingt dann ein, wenn ich etwas *geschafft* habe; dann spüre ich eher Befriedigung, Erleichterung, Erlaubnis zur Pause, die ich nicht nutze.

Glück empfinde ich, wenn ich auf einen See schaue, wenn ich bete, wenn mich eine Musik berührt oder ein Gedicht, wenn ich ein Kind beobachte, jemanden anlächle. In Momenten, in denen „Erfolg“ ein überflüssiges Konzept scheint, weil er abhängt von meiner Bereitschaft, weiter zu sein, weiter zu wollen, in die Zukunft gerichtet, ins Für-Etwas. Glück heißt schnaufen und mich verbunden fühlen, *jetzt*, mit dem Baum, an dem ich lehne, mit den Menschen, die ich schön finde. Wenn ich glücklich bin, schweigt die Stimme, die mir einreden will, dass mir immer noch etwas zum Glück *fehlt*. Im Glück fehlt nichts, ist es egal, wie ich aussehe. Im Glück gebe ich mein Dasein und empfange es.

Eigentlich bin ich oft glücklich. Eigentlich bin ich immer glücklich. Ich traue mich nur nicht. Was passiert, wenn ich das Nichtglücklichsein los-

lasse? Wenn ich das Glücksgebot ignoriere? Wenn ich „einfach glücklich“ bin? Was wäre dann? Was würde aus mir? Was passierte?

XI

Die Stimmen schreien meine Fragen nieder:
*Mach! Eile! Tue! Scheitere erfolgreicher! Gut! Sei besser!
Halte nicht an! Räum auf! Es ist unordentlich! Es ist spät!
Es ist früh! Es ist viel! Es ist wenig! Du hast keine Zeit!
Du darfst nicht! Du musst! Fang an! Gib mehr! Tu dir
weh! Tu anderen gut!*

Eine ruft überdeutlich, dass nur diejenige Arbeit etwas wert ist, die ich unter Schmerzen und gegen Widerstand ausführe. Und das auch nur dann, wenn es jemand sieht. Dass ich aber nicht darauf hinweisen dürfe, dass ich Schmerzen habe und kämpfe, sondern so tun muss, als fiele es mir leicht. Meine Mühe darf nicht sichtbar sein. Ich darf niemandem zur Last fallen. Meine Leistung darf nicht auf Kosten anderer gehen, und ich darf mich damit nicht brüsten und auch keine Hilfe erbitten. Auf keinen Fall Hilfe erbitten. Ich soll bescheiden sein und hart zu mir und freundlich dabei.

Das sagen die Stimmen.

Wer hat sie in meinen Kopf gepflanzt? Wer hilft mir, sie wieder herauszureißen mit Stumpf und Stiel, wenn ich doch niemanden um Hilfe bitten darf? Ich soll alles Wichtige allein hinkriegen, und weiß doch, im Grunde, dass die

wichtigen Sachen nicht allein vollbracht werden sollten. Gar nicht allein vollbracht werden können! Erstmal ist da ja Gott. Die Idee von Gott widerspricht der ganzen Maschine, aber oft wird auch Er [oder Sie] vereinnahmt zur Leistungssteigerung. *KLOSTER-RETREAT* für gestresste Manager. Spirituelle Selbstfindung, bevor und damit man sich und andere noch besser ausbeuten kann. Das ist dann Gottesmissbrauch, nehme ich an. Gott weint. Er ist zu gutmütig, er kann sich nicht wehren. Er ist nicht der Typ, der Hilfe verweigert. Er hat das Hilflosigkeitsdiktat nicht aufgestellt. Er weint.

Ich weine auch.

XII

Ich finde eine Liste wieder, die ich mir vor Jahren, nur scheinbar ironisch auf die Arbeitsfahne schrieb. Ich weiß nicht, ob ich das lustig oder traurig fand, jedenfalls versuche ich, mich daran zu halten und gleichzeitig zu rebellieren [vielleicht sollte ich mich entscheiden? Oder auf keinen Fall?]. Ich perpetuiere die Unmöglichkeit, etwas zu erreichen, denn wenn ich *succeede*, kann ich ja nichts mehr erreichen, brauche flugs ein neues, ein weiteres Ziel, das ich noch nicht erreicht habe, eine neue *Challenge*, die ich nicht bestehen werde, zumindest nicht vollständig. Erfolg: ein unmögliches Unterfangen. Die zehn Gebote eines gelingenden Lebens: *Du sollst*

1. Listen machen
2. Ergebnisorientiert projektieren
3. Den Weg abstecken [Meilensteine!]
4. Auf keinen Fall dich, sondern Ziele setzen
5. Zeitmanagement betreiben
6. Work-Life-Balance maximieren
7. Lebensqualität kaufen
8. Kompetenz verkaufen
9. Qualitätszeit für die Familie einplanen
10. Profi deines Lebens werden.

Sogar der Pfarrer in der Kirche spricht von einem „gelingenden Leben“. Erfolgreich leben als Beruf. Ist denn Leben ein Projekt? Ist Leben eine *Aufgabe*? Kann es misslingen?

Unter meine Liste habe ich mein lächerlich unbeherztes Rebellen gedrückt: „Dabei würde ich so gern total antimanagementmäßig dagegen verstoßen, nicht Lebensprofi, sondern Amateurin sein dürfen, Liebhaberin, machtvolle Dilettantin der kurzen Zeit meines Lebens.“ Steht da. In Klammern und klein. Überlesbar.

XIII

[Selbstanweisung: Gleichzeitig filtern und fließen lassen, wenn es stockt, sofort umrühren, nicht mir selbst auf den Leim gehen und kleben bleiben, zappeln. Ziellose Beugung, Beine in die Luft, Dehnen.]

„Lebensqualität“ ist eines der Wörter, die ich unschreiblich finde, doch es ist zu notieren. Alles misst man auf. Ich messe auch. Lebensqualität wie Frischobst am Marktstand: Ist es gut? Bissfest? Stimmt der Preis? Kann es sich sehen lassen? Und vor allem: Hält es, oder fault es schon beim Transport?

„Kompetenz“ ist noch so ein Wort, das das Leben professionalisieren hilft. Wer einst freundlich und hilfsbereit war, hat jetzt „soziale Kompetenz“. Wer gerne malte oder schrieb, ist nun „kreativ kompetent“. Es bläht sich mir in der Seele, nötigt mich ins Korsett.

Die Zeit friert in Listen bar jeder *Qualität*, und ich schreibe mit dieser Zeitmaschine tapfer dagegen an, mein eigenes Heldentum exemplarisch zu entlarven, als das, was es offensichtlich ist: kaputt.

Jede Beschleunigung kostet Lust und Luft, immer auf der Jagd nach tönernen Geschäften. Kein *Zukunftsprojekt* kann Löcher mit Sinn füllen. Geschrieben wird *jetzt*.

Ich schreibe 5+7+5 Haikus gegen die Durchprofessionalisierung des Lebens.

I
LE-BENS-QUAL-I-TÄT
Unsägliches Wort für mich:
Alles misst man auf.

Kompetenzbeweis?
Pro-fess-io-na-li-sie-rung
Jeder Minute

Zeit friert in Listen
Ich schreib wieder mit der Hand
Tapfer dagegen

Erfolg sei der Wert
Das MANN-AGE-MENT verpisst sich
Man fliegt dennoch auf

Fünf, sieben und fünf
Vorgezeichnet mit Bleistift
Füllerkrumm aufs Blatt

II

Die parallelen
Gesellschaften reiben sich
In meiner Seele

Ihr Klaffen reicht weit
(Beschleunigung kostet Lust)
Der Seeadler ruft

Finde und suche
Ruhe im Lauf der Elbe
Fluvia alba

Wider das Rasen
Stemmt sich voll Vergeblichkeit
Der schnelle Biber

Immer auf der Jagd
Nach hölzernen Geschäften
Mein Notizbuch lauscht

Dem Wind in Speichern
Den still fröstelnden Tropfen
Sehnsucht nagt am Tau

Die Sieben ist voll
Liebe gleitet vorüber
sagt man leicht_fertig

III

Leben auf Zetteln
gänzlich unprofessionell
in den Strom geschnippt

Kein ZUKUNFTSPROJEKT
kann Löcher mit Zweck füllen
Gedichtet wird j e t z t!

(Lasse ich das zu?
Wie schafft man den Widerstand
gegen den ZEITGEIST?

Mit kaltem Grausen...)
Buchstaben spenden Wärme:
Der Winter ist mild

Die inkubierten
Haikus, auf dem Land verfasst
falte ich ins Netz.

Und „Erfolg“? Ist im Grunde die unzulässige [weil unmögliche] Verquickung von Innerem mit Äußerem – eine zweifelhafte Angelegenheit, in jedem Fall dennoch ein Trost, der sich im Erfolgsfall dadurch auszeichnet, dass die schaffende Person nicht genug davon bekommen kann oder dies zumindest meint. Bleibt er aus, der *Erfolg*, scheint sie umsonst gelebt und im Schreibfall umsonst geschrieben zu haben.